



Aus Zeiten einer anderen Hamburger Protestkultur: Auf einem Spaziergang durch die Hafestraße vor ziemlich genau dreißig Jahren

Foto Hinrich Schultze/www.dokumentarfoto.de

Bilder vom deutschen Häuserkampf

Unter Genossen:
Barbara und Kai Sichtermann
blicken zurück auf die
Geschichte der
Hausbesetzungen.

Im Buch von Kai und Barbara Sichtermann geht es um Gentrifizierung, allerdings in einer Zeit, in der dieses Wort in Deutschland noch lange nicht in Gebrauch war. „Das ist unser Haus“ erzählt die Geschichte der Hausbesetzungen in Deutschland, beginnend in den siebziger Jahren. Man kommt kaum umhin, beim Lesen unweigerlich an die steigenden Mieten in Berlin, Frankfurt und anderen Großstädten zu denken. An Luxusanierungen und Ferienwohnungen und die Forderungen nach einem „Recht auf Stadt“.

Kai Sichtermann selbst lieferte als Bassist der Band „Ton Steine Scherben“ den Soundtrack für Hausbesetzer der Siebziger und Achtziger. Jahrzehnte später blickt er und seine Schwester, die Publizistin Barbara Sichtermann, nun gemeinsam zurück, treffen alte Bekannte, erzählen Anekdoten und lassen die Stimmung von damals wieder aufleben.

Los geht es aber ganz klassisch mit einem Zitat von Friedrich Engels: „Die Ausdehnung der modernen großen Städte

gibt in gewissen, besonders in den zentral gelegenen Strichen derselben dem Grund und Boden einen künstlichen, oft kolossal steigenden Wert; die darauf errichteten Gebäude, statt diesen Wert zu erhöhen, drücken ihn vielmehr herab, weil sie den veränderten Verhältnissen nicht mehr entsprechen.“ Was folge, seien Abriss, Neubau und die Verdrängung der Arbeiter aus der Innenstadt durch einen Mangel an günstigem Wohnraum, schrieb Engels 1872 – einhundert Jahre bevor in Deutschland der sogenannte „Häuserkampf“ begann.

Die Wohnungsnot war damals in vielen Städten Deutschlands groß. Ende der siebziger Jahre standen in Westberlin mehr als 10 000 Wohnungen leer, während 80 000 Menschen auf der Suche nach einer Wohnung waren. Statt die leeren Wohnungen zu vermieten, ließen Investoren sie nach und nach verfallen, um sie später abreißen und an ihre Stelle Neubauten setzen zu können. Aus Protest gegen dieses Kalkül drängten in Frankfurt, Berlin, Hamburg und Köln, aber auch in vielen kleineren deutschen Städten, Menschen in die leerstehenden Gebäude und begannen, diese selbst zu renovieren. Die „Instandbesetzer“ führten gegen die Investoren den Paragraph 14 des Grundgesetzes an, „Eigentum verpflichtet“, und genossen breite Unterstützung aus Teilen der Nachbarschaft.

Barbara und Kai Sichtermann liefern einen umfassenden Überblick über die Hausbesetzerbewegung. Sie konzentrieren sich auf deren Brennpunkte – in Berlin waren zu Hochzeiten etwa 170 Häuser

besetzt –, schauen aber auch auf Städte wie Hannover oder München. Die DDR findet ebenso Beachtung wie die angrenzenden Nachbarländer, die Krakerbewegung in den Niederlanden etwa oder Hausbesetzungen in der Schweiz.

Dabei erwartet der Leser weniger eine akribische Analyse der Zeit des Häuserkampfes als vielmehr eine umfangreiche Sammlung an Erinnerungen und Gesprächen mit Besetzerinnen und Besetzern, alte Fotos und Flugblätter. Da werden aus Polizeibeamtinnen gerne mal „die Bullen“, aus Gefängnissen „Knäste“ und aus Besetzern „Genossen“. Es ist vor allem ein Stück „Oral History“, eine Art nostalgisches Stimmungsbild, das aber auch die Streitigkeiten unter den Besetzern nicht verschweigt: verhandeln oder hart bleiben, Militanz oder Gewaltfreiheit?

Ein Besetzer erzählt von der Zeit im Georg-von-Rauch-Haus, der Besetzung des ehemaligen Schwesternwohnheims des Bethanien-Krankenhauses in Kreuzberg. Das Haus war Namensgeber für ebenjenes Song der Scherben, welcher dem Buch seinen Titel gab: der Rauch-Haus-Song mit seiner Zeile „Das ist unser Haus, schmeißt doch endlich Schmidt und Press und Mosch aus Kreuzberg raus“. Vom Frankfurter Westend, in dem ohne die Hausbesetzer heute womöglich kaum einer der prachtvollen Altbauten mehr stünde, erzählt der grüne Europapolitiker Daniel Cohn-Bendit, zusammen mit Joschka Fischer in den Siebziger Mitglied der Frankfurter Sponti-Szene. Fotos zeigen das Leben in den besetzten Häusern und die Proteste auf den Straßen,

und auch die heutige Kanzlerin Angela Merkel kommt zu Wort – und berichtet, wie sie damals in der DDR, nach der Trennung von ihrem ersten Mann, eine Wohnung besetzte.

Es sind eindrückliche Zeugnisse, die Kai und Barbara Sichtermann zusammengetragen haben. Umso mehr hätte man sich hier und da eine Stimme von „außen“ gewünscht. Vielleicht nicht unbedingt den CDU-Hardliner und damaligen Berliner Innensenator Heinrich Lummer, dessen Devise hieß: „räumen statt verhandeln“. Wohl aber hätte man gerne gehört, wie etwa Klaus von Dohnanyi auf jene Tage zurückblickt, in denen er sein Amt als Hamburger Bürgermeister an eine Lösung des Konflikts mit den Besetzern der Hafestraße band – und Erfolg hatte.

Das Buch erinnert daran, dass es keineswegs selbstverständlich ist, dass die Altbauten, die heute in Städten wie Berlin und Frankfurt so begehrt sind, noch stehen. Und die Frage nach dem Recht auf Wohnraum ist auch heute nicht vom Tisch. Nur Hausbesetzungen wird es in diesem Ausmaß keine mehr geben – nicht bei Leerstandsanteilen von 1,7 Prozent in Berlin.

DINAH RIESE



Barbara und Kai Sichtermann: „Das ist unser Haus“. Eine Geschichte der Hausbesetzung.

Aufbau Verlag, Berlin 2017. 300 S., geb., Abb., 26,95 €.

Wo bitte geht's hier zum Raritätenkabinett?

Zu Wasser und zu Lande: Antoni Mączak erzählt von der europäischen Reisekultur der frühen Neuzeit

Wenn es um Geld ging, wurde es schnell kompliziert für einen Reisenden, der vor vier- oder fünfhundert Jahren in Europa unterwegs war. Es galt, eine Vielzahl von Währungen zu kennen und nicht nur den Wert fremder Münzen zu vergleichen, sondern auch zu wissen, ob es denn überhaupt gültige Stücke waren. Aufschlussreich sind Beispielsätze aus alten Wörterbüchern: „Diese französische Krone ist zu leicht“ oder „Diese flandrische Krone ist nicht mehr gültig“. Manche Nachschlagewerke für Reisende verzeichneten die Beschwerden in sechs verschiedenen Sprachen, erfährt man in Antoni Mączaks Buch über „Reisekultur im Alten Europa“.

Antoni Mączak (1928 bis 2003) war Professor für Geschichte an der Universität Warschau und wirkte als international anerkannter Frühneuzeitforscher weit über Polen hinaus. Die polnische Ausgabe seiner quellenorientierten Darstellung erschien 1978, die englische etablierte sich als Grundlagenwerk der Reisegeschichte. Nun liegt zum ersten Mal eine deutsche Ausgabe dieses Klassikers vor.

Am interessantesten sind für Mączak zwar Berichte von Wanderern, weil sie Land und Leute besonders gut kennenlernten. Aber er beschreibt auch die Organisation des Pferdeverleihs und die histo-

rischen Einwände gegen Kutschen, durch die Männer angeblich verweichlicht und ihre rituellen Tugenden verloren. Während Flussfahrten sicherer waren, mussten Reisende zu Lande mit Überfällen rechnen. Wenn sie schließlich in der Herberge eintrafen, erwarteten sie je nach Land sehr unterschiedliche Zustände. In polnischen Unterkünften soll es an allem gefehlt haben, man brachte seine Lebensmittel besser selbst mit. Hingegen wurden englische Herbergen in Reiseberichten, gelobt, „auch in denen, die nicht von Engländern stammen“.

Neben Genehmigungen zur Aus- und Einreise zählten Gesundheitszeugnisse zu den Papieren, die Reisende vorzuweisen hatten, vor allem in Italien, wo die venezianischen Behörden dafür „prächtige Vordrucke“ benutzten, in die nur noch Datum, Name und Nationalität einzutragen waren. Solche Bescheinigungen sollten der Ausbreitung von Seuchen vorbeugen. Übertrieben wirken die Sorgen, die ein italienischer Arzt in seinem Buch zur Erhaltung der Gesundheit auf Reisen formulierte: Wer all seine Empfehlungen „für Erholung, Schlaf und geruhames Speiseneinhalten, dem blieb kaum Zeit zum (gemächlichen!) Reisen“.

Der Sexualität widmet Mączak ein eigenes Kapitel, versehen mit dem Rat, es

zu überblättern, falls man dabei ein Glöckchen höre, wie es einst in deutschen Gaststuben erklang, wenn sich ein Gast beleidigt fühlte und einen Themenwechsel wünschte.

Reisende sollten damals nicht zuletzt in die Fremde ziehen, um sich zu vervollkommen. Dem erbaulichen Anspruch stellt Mączak ein bodenständigeres Motiv gegenüber, das ihm bei vielen Reisenden begegnet: die unverhohlene Reiseleust. Was wollten sie also sehen? Wer die Größe einer Stadt beurteilen wollte, stieg auf Türme von Kirchen oder Rathäusern. Raritätenkabinette mit ihren naturkundlichen Sammlungen und alchemistischen Wundern wurden gern besucht.

Auch auf großes Interesse stießen mechanische Apparate, von Waffen schwenkenden Puppen bis zu Uhren, die Bewegungen der Himmelskörper anzeigten.



Antoni Mączak: „Eine Kutsche ist wie eine Straßendirne“. Reisekultur im Alten Europa.

Aus dem Polnischen von Reinhard Fischer und Peter O. Loew. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2017. 238 S., Abb., geb., 29,90 €.

Die Wertschätzung für Reliquien hing naturgemäß von der Konfession der Reisenden ab. Bei der Kunstbetrachtung wurde hauptsächlich darauf geachtet, wie kostbar das Material der Gegenstände war. Und für manchen lag der Reiz der Reise nicht zuletzt im Bücherkauf, bevorzugt in Frankfurt am Main mit seiner Messe.

Als Mączak auf Reisen selbst Vergleichsmethoden suchte, um die Größe eines Orts zu messen, fand er „nichts Besseres als seinerzeit Sir Thomas Hoby“, merkt er in der Einleitung an. Man erwartet deshalb, im Kapitel „Maße und Verleiche“ etwas zu Hoby zu lesen, doch dort wird er nicht erwähnt – jedenfalls nicht in der deutschen Übersetzung, die die Lücken aufweist.

Das Nachwort schildert den langwierigen Weg von einer Rohübersetzung aus der DDR bis zu diesem Band, der um fehlende Abschnitte ergänzt worden sei. Gegenüber dem polnischen Original und der englischen Übersetzung ist die deutsche Ausgabe aber mehr als hundert Seiten kürzer. Ganze Unterkapitel sind verschwunden. So begrüßenswert die deutsche Ausgabe ist, eine vollständige Fassung wäre dem Rang des Autors und der Bedeutung seines Buchs angemessen gewesen.

THORSTEN GRÄBE

Wie man das Unheil unter das Joch der Sätze zwingt

Mit Witz und Würde dem Tod entgegen:
Péter Esterházy's „Bauchspeicheldrüsentagebuch“

„Krebs, das ist das richtige Anfangswort“, heißt es im allerersten Notat dieses Bandes, schließlich geht es genau darum: um die Krankheit, die bei dem damals fünf- und sechzigjährigen ungarischen Schriftsteller Péter Esterházy im Mai 2015 diagnostiziert worden ist. Aber es geht zugleich auch darum, wie das, was geschildert werden soll, sprachlich zu fassen ist, um „das richtige Anfangswort“ also ebenso wie um den Krebs. Dazu gehört, dass die Krankheit, die sich offenbar schon seit dem Vorjahr in Esterházy's Körper ausbreitet, einen Namen bekommt und damit sichtbar wird, eine Entwicklung, die der Kranke gegenüber den zögerlichen Ärzten selbst übernimmt, indem er sie, wie er schreibt, „heiter“ danach fragt, ob es Krebs ist: „Ich versuche, versuche, das Unheil am Schlafittchen zu packen. Es unter das Joch der Sätze zu zwingen. Das Joch der Sätze – ja, das Unheil zeigt sich in diesen Bildern.“

Das Ergebnis ist ein Band namens „Bauchspeicheldrüsentagebuch“, der als Tagebuch daherkommt und sehr viel mehr enthält, als der Titel verheißt. Die Diagnose ist alarmierend, „Bauchspeicheldrüsenkrebs, mit Metastasen in der Leber“, es folgen Arztbesuche und Chemotherapie, Begegnungen mit anderen Patienten und mit Gesunden, die auf einmal, weil sie ihren Alltag weiter leben, auf der anderen Seite stehen. Esterházy schildert, wie ihm das Gift, das ihn heilen soll, durch einen Schlauch in den Körper rinnt, er notiert die umgestellte Verdauung, die Mattigkeit, aber auch die Glücksmomente, wenn er zwischen den Behandlungen im Garten in der Sonne sitzt. „Noch am Leben“, so signiert er einer Ärztin ein Buch.

Es bleibt nicht bei dem einen, natürlich nicht, Esterházy's Ruf als Schriftsteller reicht weit über seine ungarische Heimat hinaus, und spätestens mit dem großen Familienerinnerungsroman „Harmonia Caelestis“, der 2001 auf Deutsch erschien, war Esterházy als feste Größe der internationalen Literatur etabliert. Er schrieb eine Reihe funkelnder Romane, in denen er große literarische Traditionen mit der eigenen Biographie verband, erhielt 2004 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und wirkte als Vermittler vor allem der ungarischen Literatur der Zwischenkriegszeit, etwa indem er nachdrücklich für Autoren wie Dezső Kosztolányi warb, auf dessen Geschichte von Kornél Esti er auch in diesem Krankentagebuch verweist.

Der Patient liest die Krankenberichte von Susan Sontag oder Harold Brodkey, vor allem aber findet er zu einer bemerkenswerten Haltung der eigenen Krankheit gegenüber, jenem Krebs also, der sich seinem Körper so eng verbunden hat: Esterházy findet dafür eine Fülle von sexuellen Metaphern, der Krebs wird als launische Geliebte beschrieben, die vom Geliebten Beachtung heischt, und der Autor, der mit seinem gesamten Werk vor allem für seine literarische Spielreue bekannt geworden ist, treibt dieses ernste Spiel auch hier sehr weit, mit sichtbarer Freude am expliziten Vokabular. Auch hier geht es um die sprachliche Formung, darum, nichts einfach geschehen zu lassen, sondern ihm die eigene, sprachlich fixierte Deutung zu verleihen. Hinzu kommt, dass mit einer Krankheit, die zur Person wird, auch zu reden ist, dass man sich der Hoffnung hingeben kann, bei ihr etwas zu erreichen. Dass Esterházy der Geschwulst nahelegt, „früher oder später das Weite zu suchen“, berichtet er seinem

Freund Péter Nadas, der ihn am Krankbett besucht. „Ruhe dich aus“, antwortet Nadas. „Gut, ich ruhe mich aus.“

Für sich behält er das alles nicht, wie die Notizen weiter verraten: Teile des entstehenden Werks liest er seiner Familie vor, deren Präsenz er wiederum festhält. So finden immer wieder Beschreibungen gestohlener Stunden statt, etwa mit den Brüdern, die den Kranken auf einen ausgelassenen Kurzurlaub mitnehmen. Besonders seinen Kindern, die ihn aufsuchen oder bei denen er eingeladen ist, gelten liebevolle Betrachtungen, und hier offenbart der Text am ehesten, dass er auch ein Vermächtnis sein will. Das aber ist eine schlechende Entwicklung über das gesamte Buch hinweg. Am Anfang überwiegt in den Notaten das Bemühen des Autors, den Dingen eine komische Seite abzugewinnen, etwa wenn es um die Spuren geht, die die Krankheit in seiner Physiognomie hinterlässt: „Heute beginnt der Sommer“, heißt es am 21. Juni 2015: „Ich wiege 83,4 Kilo, also habe ich abgenommen, das sind 10 Kilo weniger seit Weihnachten. Ohne Krebs wäre das super.“



Péter Esterházy: „Bauchspeicheldrüsentagebuch“.

Aus dem Ungarischen von György Buda. Verlag Hanser Berlin, Berlin 2017. 240 S., geb., 20,- €.

Manches ändert sich, als die Nachricht von der Krankheit über den engsten Kreis der Familie und Freunde hinausdringt, als Esterházy bei öffentlichen Auftritten darauf angesprochen wird. Beim Besuch eines Sohnes heißt es: „Wir sprachen über die vielen Reaktionen der letzten Tage, wie viele Menschen mir so nett und besorgt geschrieben haben usw. Als ich sagte, mir gehe es gut, musste er weinen. Ich beinahe auch. Es tut mir ehrlich leid, Kummer zu verursachen. Ein Kummermacher.“

In solchen Momenten stößt die Sprache an ihre Grenzen, und auch das bildet das „Bauchspeicheldrüsentagebuch“ ab. Wo die körperlichen Reaktionen auf die Chemotherapie registriert und in ihrer wachsenden Beschernis auch beschrieben werden („Ich sabbere, Speichel, Tränen, Rotz. Keine Kraft.“), da ist auch mit der so liebevoll umgarnten Krankheit nicht mehr zu reden. Esterházy versucht es trotzdem, mitten im Elend der Behandlung: „Ich gebe zu, diesmal hast du gute Karten. Allerdings habe ich dir die Karten mit beiden Händen zugespielt, brauchst du Karten, brauchst du Karten? Du grinst, grins nicht.“

Es sind Passagen wie diese, die ebenso anrühren wie beeindruckend. Denn das Aufbauen gegen das Sterben, das hier abgebildet wird, besitzt noch im Elend eine ganz eigene Würde, die sich in einer Sprache ausdrückt, die dem Tod die Zähne zeigt. Im letzten Eintrag, datiert auf den 2. März 2016, heißt es: „Diese Hefte werden doch noch ein Buch ergeben. Jetzt beginne ich, das Bisherige in die Maschine zu schreiben. Irgendwo muss ich es abschließen und natürlich weiterschreiben.“ Genau das geschieht dann, dem Erlebnis der Krankheit wird ein weiteres Mal die Hand des Autors entgegen gesetzt, die das Notierte fort, bis es Literatur geworden ist.

Vier Monate nach diesem Eintrag, am 14. Juli 2016, ist Péter Esterházy gestorben.

TILMAN SPRECKELSEN



Seine Stimme fehlt: Péter Esterházy

Foto Hanser Berlin